



Feierabend



„Er“ wird sie führen.

Von Josef Vogel, New Masses, New York.

1. Genua.

„Hallo! Hier gibt es Pflaumen.“ bleibt Waffen vor einem Laden stehen.

„Apfel wären mir lieber!“ entgegnete ich.

„Aber Pflaumen sind entschieden besser!“ meint Waffen. „Achtzehn Tage diese verdammten Spaghetti und täglich zweimal, das verstopft dem gefräßigsten Esel die Därme! Der Teufel hole diese italienischen Schiffe!“

Wir gehen in den Laden. Der Herr fordert einen Preis, daß wir denken, er wird uns für das Geld einen halben Zentner Apfel und Pflaumen abwiegen. Wir sind hilflos ohne die Sprache und zahlen für ein halbes Kilo so viel, wie wir in der Heimat für einen halben Zentner bezahlen würden.

„Es ist besser, wir beeilen uns zurück. Der Dampfer wechselt heute Nacht seinen Liegeplatz und wir sind zeitig an Bord.“ spricht Waffen und kaut mit beiden Backen seine Pflaumen.

Auf dem Wege zum Hafen begegnen uns Mädchen und Frauen, die sich bettelnd in unsere Arme hängen. „Wollen Sie nicht einen Augenblick mit uns kommen?“

Für ein Spottgeld, für lumpige Pfennige bieten sie uns ihre Leiber an.

„Heute nacht nicht! Wir haben keine Zeit, müssen eiligst zum Dampfer!“ machen wir uns frei und eilen weiter. Unter jeder Lampe dieselbe Anekdote und Erwiderung, bis uns das Dunkel der Hafenspiers verschluckt. Wir stolpern über Haufen von Unrat und springen über eingesunkene Löcher. Mühsam tappen wir den halbrecherischen Weg am Pier entlang.

„Dieser Gantler von Mussolini jongliert jetzt im Schein von tausend Kerzen, derweil brechen wir uns hier im Hafen den Hals. Er soll sich seine Maultiere für den Montblanc von den Anden Amerikas allein herüberholen! Seereslieferungen, nichts als Seereslieferungen!“

„Was sagst du von den Maultieren? Für Mussolinis Armee . . .?“ frage ich erstaunt und bleibe stehen. „daran hätte ich nicht im Traum gedacht!“

„An was hast du denn gedacht?“ brüllt Waffen mich an.

„Ich dachte, die Maultiere seien für die Touristen, etwa zur Besteigung des Vesuvs oder so . . .“

„Daß du es weißt, die Maultiere sind für die Besteigung eines Vesuvs, eines Kraters, der eines Tages ganz Italien mit samt Mussolinis Faschismus verschütten wird. Kennst doch die Geschichte von den Städten Pompeji und Herculaneum?“

Schließlich kommen wir dem Liegeplatz unseres Dorfes näher, das Schiff ist bereits weg.

„Verflucht! — Was nun?“ ichimpfe Waffen und kratz sich hinter dem Ohr.

„Bis zum anderen Ende der Stadt haben wir noch Zeit bis morgen früh.“ erwiderte ich gelassen und wir finden in der Nähe der Docks einen Park mit Bänken. Ich strecke mich lang aus auf der ersten besten Bank und mache es mir, so gut und so schlecht es geht, bequem zum Schlafen.

„Was machst du?“ fährt Waffen mich unwirsch an.

„Zum Teufel, was soll ich machen? — Ich bete, wie du siehst!“

„Im Gefängnis wirst du be'u lernen.“ bekehrt er mich. Waffen war schon öfters in Genua und mich wohl Bescheid wissen.

„Ueberrachten und Schlafen ist in den Parks bei Strafe verboten! Wirst du von einer Patrouille nachts hier angetroffen, nimmt man dir deine Papiere, ganz gleich, ob du mit offenen oder geschlossenen Augen schlafst.“

„Also gut, dann ruhe ich mich eben im Gefängnis aus!“ entgegnete ich stolzernd vor Müdigkeit.

Waffen lacht. „Oh, ein italienisches Gefängnis hat nicht seinesgleichen in der Welt. Laufe, dich wie weiße Maiskörner, und ein Gestank nach faulem Knoblauch, daß dir die Luft wegbleibt!“

Schauernd richte ich mich auf und lege mich gerade hin, um nicht seit einzuschlafen.

* * *

Blötzlich spüre ich eine Hand auf meiner Schulter und wache ärgerlich auf. Ein langer, magerer Soldat beugt sich über mich — — — Waffen wird von einem anderen Soldaten geweckt.

Sie fordern unsere Papiere und wir — — — als verständend wir kein Wort.

„Willeicht sprechen Sie Französisch?“ frage ich und schon fühle ich einen Fußtritt gegen meine Schienbeine. Die Italiener sehen heute Mörder, wenn man das Wort

Franzose spricht und wenn diese klapprige Vogelscheuche annimmt, daß ich ein Franzose bin, wird er mir im Namen Gott Vaters und Mussolinis ein Messer in den Leib jagen. Aber der andere Soldat erwidert gleich, daß er etwas französisch verstehe und so gebe ich Auskunft.

„Wir sind Seelenute, erst heute nachmittag in Genua angekommen; unsere Papiere liegen bei der Polizei zwecks Abstempelung und sind in Ordnung. Wir haben einen großen Transport Maulesel für Mussolinis Armee von Amerika herübergebracht. Verstehen Sie nun, weshalb wir uns mit dem verdammten Französisch helfen müssen?“

Ich erinnere mich, was der grauhaarige Obermaat auf der „Lucia“ immer sagte: In dem Augenblick, da Mussolini Frankreich den Krieg erklärt, melde ich mich mit meinen drei Jungen, vom ältesten bis zum jüngsten, und wir werden es ihnen schon zeigen! — Und am Nachmittag fragte ich eine junge Frau nach dem Wege zur Stadt, da spie sie mich an, weil ich Französisch sprach.

Den beiden Soldaten habe ich die Worte geschickt gesagt und sie geben sich damit zufrieden. Wir sprechen dann über alltägliche Dinge.

„Was verdienen ihr so täglich, Kamerad?“ frage ich nebenbei.

Sie nennen einen lächerlich geringen Betrag.

„Wie ist das möglich, daß der Verdienst so gering ist?“ erkundigt sich Waffen, dafür bekommt ihr nicht einmal ein Paar billige Zoden! Und die Frauen und Kinder, die Tag und Nacht auf der Straße liegen und für Almosen hinter einem herlaufen . . .?“

„Unser Leben ist bitter und die Arbeit wird hundertfacher bezahlt. Streiks sind gesetzlich verboten!“ sagt der Soldat, „wären wir doch auch erst drüber und heraus aus diesem Elend! Aber man läßt uns nicht von hier fort!“

„Mussolini läßt euch nicht heraus! Er braucht Soldaten und billig, spottbillig müssen sie sein. Was kümmert ihn die arbeitende Klasse?“ antwortet Waffen schlagfertig.

Wie der leuchtende Widerschein eines Blitze geht das Wort Mussolinis über die eingefallenen Gesichter der Soldaten und es

wirft die beiden Bogelscheuchen in eine komische, theatrale Pose.

„D, Mussolini ist ein großer Mann. Er hat Wunder vollbracht für Italien. Unter seinen Befehlen wird Italien der reichste und größte Staat der Welt werden. Er wird uns in eine glänzende Zukunft führen. Die ganze Welt wird er erobern.“

Mitleidig betrachten wir die klapprigen Bogelscheuchen.

2. Trieste.

Drei Tage später werden wir unter militärischer Bewachung an Bord der „Martha Washington“ gebracht, obwohl die Colulisch Company sich verpflichtet, für unseren Unterhalt zu sorgen.

Als mittags drei Matrosen versuchen, das Schiff zu verlassen, um einen Spaziergang zur Stadt zu machen, verwehren bewaffnete Faschisten, die man vor dem Dampf

fer postiert hat, mit Waffengewalt den Weg. Wassen rät, sich mit einem der amerikanischen Zerstörer in Verbindung zu setzen, die zurzeit im Hafen liegen, um mögliche Unruhen wegen der Hinrichtung Saccos und Vanzettis zu unterdrücken.

Schließlich, am dritten Tage, spricht ein Bekannter beim amerikanischen Konsulat vor und eine Stunde später sind die Faschisten wie Gespenster verschwunden.

Wo immer wir einen italienischen Hafen anlaufen, überall zeigt der Faschismus dasselbe Elend, dieselbe Armut und Verzweiflung. Männer, die nackten Füße mit Papppapier umwickelt, mit scheußlich zerrissenen Hosen und Hemden, kommen an alle Siegestellen der Dampfer, um nur eine Schnitt Brot nach vielem Umherlaufen zu erbetteln.

Der Friseur, der an Bord kommt, flucht und wettet auf das unerträgliche Dasein.

„Ja, aber wozu habt ihr einen so großen Mussolini?“ fragen wir ihn.

Bei dem Namen Mussolini immer das gleiche Theater. Frauen und Männer, die mit dem einen Atemzug stöhnen und jammern, jubeln und juchzen beim nächsten Atemzuge, sobald der Name Mussolini an ihr Ohr dringt. Alle Klackeri ist vergessen, alles Grau des Elends wird zu schillerndem Wortgeschweif. Unfähig, die Brücke vom Darm zum Hirn mit einem Gedanken zu streifen, sind alle die Sklaven des „Alten Rom“. Wie um Scharviel der Gladiatoren im alten Rom leuchten die hungrigen Augen und wölben sich ihre Hungermäuler: „D, Mussolini ist unser Retter! Alles ist heute besser als je zuvor. Mussolini wirkt Wunder. Er ist der Führer zu unserem Ruhm!“

„Er wird sie führen!“ spottet Wassen und brucht im Bogen durch das offene Kabinfenster.

Die Fabrik.

Hingebuckt wie ein Tier,
das sein Opfer belauert,
liegt die Fabrik
und tagt mit Riesenfängen in den
Himmel
den sie zerfetzt,
um mit der Blut der Sterne
ihre Dejen zu besklammen,
die aber glohen wie Augen der Hölle.
Und ein Maul hat das Ungetier,
riesengroß,
das frißt und schlängelt
dreimal im Tag:
Menschen,
unerfättlich Menschen,
und speit aus,
dreimal im Tag:
Zermürbte Wesen . . .

Erich Grisar.

Der Patriot.

Ich hatte den Lilian-Gish-Film „Der Herzschlag der Welt“ gesehen und ging durch das Alltagsgebränge mit schmerzdem Kopf und fiebrig pochendem Herzen. Vor meinen Augen marschierten unaufhörlich die Stiefelreihen der ansiehenden Regimenter.

Trapp, trapp, trapp, trapp, ohne Ende.

Trapp, trapp, trapp, trapp, alle in den Tod!

Ich sah die lange Holztafel, an der unzählbare Soldaten die Einberufungsbefehle abstempelten. In maschinenmäßiger Schnelligkeit kausen die Stempel herab. Und wehmütig erlebte ich noch einmal die Verbrüderungsszene:

Nächtliches Schützengrabengelände. Im deutschen Graben hält man eine Tafel empor: „Habt ihr Zigaretten?“ Die Russen antworten: „Habt ihr Fleisch?“ Auf beiden Seiten ist erst das Mißtrauen noch zu stark. Alle sind sie ja verhebt. Da wagen es zwei:

Mit zögernden Schritten gehen sie aufeinander zu. Endlich! Sie tauschen die Lebensmittel aus. Ein Händedruck. Nun gibt es kein Halten mehr. Aus allen Gräben kommen sie hervor. Hunderte besinnen sich minutenlang, daß sie Menschen sind und revoltieren gegen die Diktatoren, die sie zwingen, ihre Brüder zu morden.

Drei Minuten später ist die Hölle wieder losgelassen. Feuer und Dröhnen über den Gräben.

Ich schreie auf. Ein Bekannter hat mich angesprochen. Es ist ein Studienrat in mittleren Jahren. Ich fordere ihn dringend auf, sich den

„Herzschlag der Welt“ anzusehen. Aber da komme ich schon an.

„Was? Diese Hebereien soll ich unterstützen? Da ist nun glücklich diese Ausstellung zu Ende und nun soll die Volksverhegung weitergehen? Das ist doch alles vollkommen sinnlos! Es kommt ja doch kein Krieg wieder. Das ist doch ganz klar. Wozu soll man da die Leute aufwiegeln?“

„Ach, es kommt kein Krieg wieder?! Sie wissen das ganz genau. Wozu rüstet man dann? Wozu baut man Panzerkreuzer?“

Wozu sind dann Organisationen wie Stahlhelm und Wehrwolf da?“

„Das ist natürlich nur zur Verteidigung. Sie würden wohl Ihr Vaterland einfach angreifen lassen? Sie vaterlandsloser Geselle!“

„Gestatten Sie eine Frage? Wo haben Sie im Weltkrieg gekämpft?“

Der Herr Studienrat wurde etwas kleinlaut. Es stellte sich heraus, daß er sich von 1914 bis 1918 in Leipzig mit der Erziehung höherer Töchter beschäftigt hatte. Woni.

Wege zur Naturliebe.

Das Buch eines mit dem Pulsschlag des Naturlebens innig vertrauten Mannes: **Kornel Schmitt, „Der Naturbeobachter“**. (Verlag Dr. F. P. Datterer u. Co., Freising-München. Mit 121 vorzüglichen Naturaufnahmen. Geh. 4.50 Mark, Leinwand 5.80 Mark.) Auf den ersten Blick scheint es, als ob Schmitt sich an die Schuljugend wende, um ihr das Verständnis des Naturunterrichts zu geben; aber je mehr man sich in das Buch vertieft, um so deutlicher tritt zutage, daß er für alle diejenigen schreibt, ob jung, ob alt, die mit offenen Sinnen in die Welt der natürlichen Vorgänge hinanzuwandern. Es ist nicht vom Schulmeister in dem Land. Durch alle Aufsätze hindurch klingt die Liebe des Verfassers zum Naturwesen, zu Stein, Tier und Pflanze, deren Lebensbeziehungen zum Menschen er stets wieder betont. Er wird damit zu einem schätzenswerten Vorkämpfer auf dem Gebiete des Naturschutzes, den er auf der Grundlage der Achtung vor den Wandern des Lebens aufbaut. Wer einmal mit Augen und Ohren, die von Schmitt geleitet und geschult sind, einem einzigen Lebensvorgang da draußen in Wald oder Feld seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird nie wieder achlos an Pflanze oder Tier vorüberziehen. Er wird mit Schmitt an der kleinsten Lebenseinheit wie an dem lebendigen Niesenbau so viele fesslende, spannende Neuheiten erleben, daß alle anderen Genüsse des Kulturlebens dagegen verblasen. Das ist der Erfolg, den Form und Gedankenfassung des Schmittschen Buches zu erzielen vermögen.

Die zwei Löwenzähne.

Hier folgen zum Beleg des oben Gesagten zwei Folgen aus Kornel Schmitts „Naturbeobachter“:

Nur einen Meter auseinander standen die

zwei Löwenzähne. Aber eine Welt trennte sie und sie konnten einander nimmer verstehen. Denn der eine sah in duffigem, schwarzem Erdbreich und der andere duckte sich in die Ritze des Straßensplasters.

Hoch aufgerichtet stand der erste in seinem nahhaften Boden. Sein Äußeres war wohlgepflegt, fein und dünn und beileibe nicht so abscheulich zerschligt wie das des Straßensplatters, der sich da mitten in den Straßensplaub hineingehockt hatte, als wollte er jeden Vorüberkommenden um ein Almosen ansprechen.

Und der Reiche strotzte im Saft und trieb lange Schäfte hinauf, blühte auf und gutte bald mit großen stolzleuchtenden Augen um sich. Was fehlte noch zu seinem Glücke?

Aber da fiel sein Blick auf den armen Tropf:

„So steh doch auf, du Tölpel! Wie kann man sich nur so in den Staub hocken? Mir scheint, du hast keine gute Kinderstube genossen. Aber freilich,“ lächelte er spöttisch, „auf deine Kleider brauchst du weiter nicht zu achten!“

„Spotte nur,“ grollte der im Schmutz der Straße. „Weil du besser angezogen bist als ich, weil du mehr Glück gehabt hast bei der Platzverteilung! Kann ich dafür, daß ich hier in der Pflastersteinritze gelandet bin? Ein Zufall hat mich hierher getrieben.“

„Zufälle gibt es nicht,“ sagte der Fette. „Alles ist eigenes Verdienst. Schufte nur ein bißchen und hocke nicht so faul, dann kommst du leicht in die Höhe.“

„Ja, ja! So seid ihr Vornehmen! Ihr seht nur die Außenseite. Ihr wißt ja nicht, wie meine Wurzel tief, tief zwischen die Steine hinablangt, um das bißchen Raß zu erbohren. Ihr sitzt im Schutz vieler Freunde. Ihr ruat fein dicht zusammen, wenn es gilt, eure Untertanen zu schützen. Was hilft es mir, wenn erst in der nächsten Rinne nochmals ein Bettler

figt? Er kann mir nicht helfen, den von der Sonne glühenden Stein zu beschatten und mein armselig Bräunlein im Boden zu schütten. Drum hole ich am Boden, drum presse ich meinen Leib an den Stein, drum sind meine S zerrissen und schmutzig, drum kann ich nicht blühen, drum muß ich freudlos dahinsiechen. Und es ist gut so, daß ich keine Nachkommenschaft hinterlasse. So kann ich ruhig sterben, wenn meine Zeit gekommen ist."

Der Fette hatte kaum mehr hingehört. Was kümmert einen die Not und das Elend der andern, wenn man satt ist?

Da kam ein Knabe die Straße em: g. Als er den fetten Söwenzahn erblickte, packte er ihn beim Schopf und schnitt ihn glatt über der Wurzel ab:

"Meine Stallhasen werden lachen," sagte er und schob den grünen Busch in den Korb.

Der Brautraub.

Dem deutsch-englischen Maler Hertomer war ich von Herzen gram, als ich las, daß er in London ein eigenes Theater besitze. Seitdem sind rund zwanzig Jahre vergangen. Und bin reicher geworden, als der reiche Lord Hertomer: er muß sein schwerfälliges Theater hübsch zu Hause in London lassen, ich aber schlage mein in fünf Minuten dort auf, wo es mir gef. ut. Die Sitz- und Stehplätze haben alle den gleichen Preis, sie kosten nichts, denn meine Schauspieltruppe spielt ohne jede Gage, bald Lust- oder Trauerspiele, bald Operetten oder Opern. Anders mag als ein Nachteil erscheinen: das Personal spielt was es will. Ich weiß nie, wie das Stück heißt. Aber das ist gerade, was mich reizt. Keine ärgerliche Zeitungsbesprechung, kein ungereimtes Werturteil meiner Freunde schiebt sich zwischen uns. Ich genieße ohne jede Boreingenommenheit.

So wars gestern.

Ich hatte mein Boot durch die enge Öffnung des „Reintritts“ in ein Altwasser des Mains hineingelockt und vor Anker gelegt. Das Bühnenbild war wundervoll. Ringsum stand wiegender, flüsternder Schilfwald, der mich vor aller Welt abschloß. Vor mir ausgebreitet ein Teppich runder, glänzender Blätter, mit gelben Mummelflammen, goldenen Sonnenkränzen und dunkelblauem Himmel darin.

Und schon beginnt das Vorspiel: leise glucksen die Wellen, im Schilfwald erwachen krrrend geheimnisvolle, überirdische Fraz, Maatschlen- und Rohrammerlieder mischen sich drein und plötzlich heben, weithin schallend, die Trompetenstöße der Frösche an. Jetzt kann die Vorstellung beginnen.

Ungehört schwebt ein Rohrkräuzerchen heran, umschwebt tänzelnd meinen Kahn und läßt sich am Bordrand in Greifweite nieder. Grünblau schimmert das Kleidchen, durchsichtig wie silberne Seide, die vier Flügelchen. Zierlich bewegen sich die feingliedrigen Beinchen, und Neuglein hat das Jüngerchen leuchtend wie Feuer. Das ist Vestes sponsa.

Zweite Szene. Wieder flattert ein blauer Schatten heran und rüttelt kurz über dem Rohrkräuzerchen. Schneller, als ichs hier sagen kann, stürzt sich der Schatten herab, legt die zwei Fängen des schlanken Hinterleibes um die Vorderbrust meiner Kleinen, reißt sie hoch und saust hinein ins Blaue.

Ich bin starr. Ein Brautraub vor meinen Augen. Das Schauspiel läßt sich gut an. Vielversprechend! Wie wird es endigen? Als Tragödie? Als Komödie?

Man läßt mir Zeit zum Ueberlegen. Das Jüngerchen hat gar keine Ueberraschung gezeigt, nicht die Spur von Widerstand. Es ist flügelstirrend hinter dem Gewalttätigen in der Luft verschunden.

Die Starre meines Körpers löst sich, und ich wage um mich zu schauen. Ei, sieh' da, da schwebt wieder ein solcher grünglänzender Doppeldecker vorbei. Hier noch einer und da läßt sich ein Pärchen auf dem Seerosenblatt nieder.

Die dritte Szene beginnt: Das vordere Tier, das blaue Männchen, läßt plötzlich die Füße los und steht mit steifem Hinterleib frei in der Luft auf dem Weibchen. „Ei,“ lächle ich, „zwei Parterreatroben.“ Aber mich will bedünken, der Mann mite seiner Dame ein bißchen jubel zu. Da bekommt der Hinterleib des Mannes wieder seine Beweglichkeit, biegt sich einwärts rund ab, so daß sich sein vorletztes und das zweite Hinterleibsglied mit der Unterseite berühren, richtet sich wieder steil empor, ruht einen Augenblick und wiederholt das artige Stück zwei-, dreimal.

Nun ist die Reihe an dem Jüngerchen. Es macht Kopfstand, um Raum für seine Rünste zu bekommen, rundet seinen geschmeidigen Hinterleib auf die gleiche Weise und schiebt ihn zwischen den eigenen Beinen nach vorne. Das Orchester bricht plötzlich mitten im Sage ab und zeigt an: „Jetzt kommt die Hauptattraktion.“ Der Mann trippelt, seinen Hinterleib zu einem Stagenbündel nach oben wölbend, einige Schrittlein zurück und umschlingt den Hinterleib des Weibchens, der inzwischen beängstigend weit nach vorn geschoben worden ist. Jetzt ist sich die Umarmung. Die Frösche plärren und die Rohrfänger kreischen Beifall, das junge Paar aber macht sich fort zur lustigen Hochzeitsreise.

So hat das anfänglich wie eine Tragödie anmutende Schauspiel sich zur Komödie ge-

wandelt. Es könnte zu Ende sein. Schon will ich zum Ruder greifen. Da läßt sich ein neues Pärchen am nahen Schilfstengel nieder. Halb beschämt über meine Unwissenheit halte ich inne. Wer konnte auch wissen, daß noch ein dritter Akt folgt?

Nun hat die junge Frau die Führung. Rückwärtschreitend macht sie ein paar zierliche Schrittlein, biegt den Hinterleib um, betastet angelegentlich den Schilfstengel. Noch ein paar Krebschrittlein und wieder folgt die gleiche Tätigkeit. Jetzt ist sie am Wasserspiegel angelangt. „Nun ist's genug,“ denke ich. Aber schon klappen die Flügel ganz hart nach oben zusammen und tapfer schreitet die Frau, begleitet von dem Gatten, ins nasse Element. Die Körper erglänzen wie flüssiges Silber. Ja, diese Schauspielerei verstehen sich darauf, mich in Spannung zu halten. Nach geraumer Zeit tauchen sie wieder empor. Der Mann voran. Mit eiligeren Schritten. Ich nehme an, daß die nassen Flügel sie wohl am Fliegen hindern würden, beuge mich zur genauen Besichtigung nach vorn, da klappen die Flügel auseinander und das Hochzeitspärchen schwirrt davon.

Das Lustspiel ist aus. Schade, daß ich kein Kurbelmann bin. Das Stücklein aus meinem Naturtheater würde im Flimmerkasten überall Freude und vielleicht verständnisinniges Lächeln auslösen. So ist das Leben: Zuerst hat er die Führung und die zärtlichen Umarmungen wollen kein Ende nehmen. Oft aber wendet sich das Blättchen und nun trippelt er wie ein Hündchen hinterher. Ja, sogar die kalte Dujche bleibt zum Schluß nicht erspart.

Das Scheidungsparadies.

Starville ist eine hübsche kleine Stadt im Territorium Missouri in den Vereinigten Staaten. Bisher hat sie sich in der Geschichte noch nicht auffällig bemerkbar gemacht. Welterschütternde Dinge trugen sich hier nicht zu. Die Starviller Einwohner lebten genau so, wie jeder Durchschnittsamerikaner lebt. Sie schufteten, amüsierten sich ein bißchen und übertraten wohl auch gelegentlich ein wenig das Prohibitions-gesetz. So ging das Leben tagaus, tagein, und Starville wäre wohl für alle Ewigkeit eins der langweiligsten Nester der Vereinigten Staaten geblieben, wenn — — Mister Abraham Crodfson hier nicht zum Richter ernannt worden wäre.

Dem Richter Crodfson wurde die Erledigung der Scheidungssachen übertragen. Er besaß darin die besten Vorkenntnisse. Er selbst ist bereits sechsmal geschieden! Das ist wohl auch der Grund, warum ihn die Scheidungslustigen Starvilles für kompetent in dieser für alle Amerikaner so wichtigen Lebensfrage hielten. Richter Crodfson nahm sofort seine Tätigkeit auf, hörte sich einige Minuten lang das Für und Wider der Kläger an, räusperte sich dann vernehmlich, erhob sich feierlich von seinem Tische und sprach kurzerhand die Scheidung aus. So ging das täglich wohl ein Duzend mal und noch häufiger.

Der gute Ruf dieses Richters verbreitete sich in der ganzen Umgegend Starvilles mit rasender Geschwindigkeit. Die Hotels der Stadt waren überfüllt. Man mußte neue Wohnungen bauen. Das geschäftliche Leben der Stadt nahm einen niegeahnten Aufschwung. Ganz Starville schmunzelte. Man mußte nämlich sechs Monate in der Stadt wohnen, um sich das Zuständigkeitsrecht beim dortigen Scheidungstribunal zu erwerben. Zahlreiche Ehepaare haben sich daher schon im voraus in Starville angesiedelt. . .

Richter Crodfsons Berühmtheit ist bereits über die Grenzen Missouris hinausgedrungen. Auch aus den anderen Territorien stürmen die

Scheidungslustigen herbei. Sicherlich wird man dem tüchtigen Richter bald das wohlverdiente Denkmal in Starville errichten.

Bodo M. Vogel.

Bücher aus der Ferne.

„West vom Mississippi.“ Bilder aus den unpolierten Breiten des heutigen Nordamerika. Von Paul C. von Gontard. Verlag Georg Stille, Berlin. Gontards Bilder aus dem Westen Amerikas, dort, wo es am „westlichsten“ ist, sind aus eigenem Erleben geschöpft, aber er wählt nicht die persönliche Form des Erzählens, sondern verarbeitet das Erlebte zu zehn Geschichten, die vom Cowboy, vom Indianer, vom Keger, vom Greenhorn, von Bären, von der unendlichen Prärie, von Jagden, von Menschenschicksalen und nordamerikanischen Verhältnissen in bunter Reihe anregungsvoll berichten. In den riesigen Weiten des Westens ist noch viel Romantik, doch wie lange noch? „Die Schlange der neuen Zeit kriecht weiter, sie ist gefräßig, ihr Gift ist stark und die Zeit ist ihr Gehilse.“ Der Verfasser versteht es, mit frischen, lebensvollen Farben zu malen, befremdend dagegen wirkt seine einseitige Stellungnahme zum Klux-Klux-Klan. Die im Text enthaltenen 113 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Autors und die 20 Zeichnungen von Hans Krause unterstützen die erzählenden Berichte des Verfassers aufs wirkungsvollste.

„Im Dämmer des Rimba.“ Sumatras Urwald und Urwaldmensch. Von Dr. Wilhelm Volz. Verlag Ferdinand Sirt, Breslau. (Preis Ganzleinen 4 Mark.) Von Malaien und dem indischen Geist. Von Menschenaffen und Tigern, Urmenschen, Urwaldweben — ja heißen einige der Kapitel aus diesem einzigartigen Urwald-buche. Es berichtet in packender Weise von der geheimnisvollen Welt der ungeheueren Urwald-der auf Sumatra, von ihrer Formenmannigfaltigkeit, von ihren Schrecken und von ihrem wundervollen Zauber. Nur ein groß Naturfreund konnte diese herrlichen Stimmungsbilder

aus dem Rimba — so nennen die Malaien u. Urwald — entwerfen. Der Verfasser hat die spärlich gesäten Menschenansiedlungen in diesen oft undurchdringlichen Wäldern aufgesucht, deren Primitivität ebenso wie die ihrer Bewohner noch auf der denkbar tiefsten Stufe r Kultur stehen, besonders jene der Kubus, eines Urvolkes, das in diesen unermesslichen Urwäldern schon Jahrzehntausende hauste, bevor der erste Malai kam. Ein eindrucksvolles Buch, wie es nicht oft geschrieben wurde.

„Reise in die Urwelt.“ Erlebnis in fünf Erdteilen. Von Annie Francis-Harrar. Verlag Scherl, Berlin. (Preis Ganzleinen fünf Mark.) Die Gattin des berühmten Naturforschers Francis-Harrar hat eine Weltreise gemacht, doch nicht eine Reise auf den üblichen Touristenwegen, wie man sie, wenn man nur über die nötigen Geldmittel verfügt, jeden Tag von Cook sozusagen fertig ins Haus geliefert bekommen kann. Sie hat vielmehr die entlegensten und verschlossensten Winkel der Welt in allen fünf Erdteilen aufgesucht, wo die Karawanen der zahlungsfähigen Touristen kaum jemals hinkommen und sie berichtet in dem vorliegenden Buch über ihren Wanderungen, Beobachtungen, Erlebnissen und Forschungen so spannend, daß man bedauert, nicht noch mehr von diesen Schilderungen genießen zu können. Es sind wirkliche Urwelten, in welche Annie Francis-Harrar auf dieser Reise mit ihrem Manne gelangt, wir sehen die „Gärten der Tiefe“, hören den Schrei der Urwaldtrommeln, lernen das geheimnisvolle Australien kennen, Städte am Rande der Urzeit, Manibaldenvölker und menschenfressende Wasserwälder. Man liest von den ausgestandenen Strapazen, von erschöpfender tropischer Hitze, von Wassermangel, Staubstürmen und sonstigen Gefahren und freut sich, daß man, in Sicherheit geborgen, an diesem romantischen Erleben Anteil nehmen kann.

Was mancher nicht weiß.

Keine Fadenwürmer, wie die Weizenälchen, die sich als Larven zu acht bis zehn in jogenannten gichtkranken Weizenkörnern finden, können im Zustand des latenten Lebens völlig bewegungslos und ohne Lebensäußerung jahrelang verharren und dann beim Benetzen mit Wasser wieder zum Aufleben gebracht werden. Nach einem Bericht sogar noch nach 27 Jahren.

Auf der kleinen Insel Bornholm (580 Quadratkilometer) könnte man die gesamte Menschheit der Erde (1700 Millionen) bequem unterbringen.

Das Mikroskop wurde zwischen den Jahren 1590 und 1610 von den beiden Brillenschleifern Hans Jansen (Vater) und Zacharias Jansen (Sohn) durch einen Zufall entdeckt. Früher nahm man an, daß Galilei das Mikroskop erfunden habe, was aber nicht den Tatsachen entspricht.

Die Fliegen vermehren sich in einem einzigen Jahre um zwölf Generationen. Ein einziges Fliegenweibchen kann es in einem Jahre auf 100 bis 200 Millionen Nachkommen bringen.

Der größte Geiser, der „Geysir“ im Yellowstone-Park in Nordamerika, wirft seine heißen Wasserdampfen 80 Meter hoch empor und fördert bei einer einzigen Explosion 160 Kubikmeter Wasser.

Während im allgemeinen die Pflanzen auf ganz andere Art und mit ganz anderen chemischen Vorgängen ihre Nahrung aufnehmen, gibt es sogenannte fleischfressende Pflanzen (wie z. B. der Sonnentau Drosera rotundifolia) die

Insekten, die in ihren klebrigen Blättern hängen bleiben, mit einem Verdauungssaft übergeben, der eine ähnliche Zusammensetzung hat wie unter menschlicher Magensaft.

Allerlei.

Faschisten müssen vor Bananen geschützt werden. Der Rehrheim des schönen Liedes: „Ja, wir haben wirklich keine Bananen“ ist für die italienischen Schwarzhemden traurige Wahrheit geworden. Seit Mussolini dekretierte, daß Faschisten keine Bananen essen dürfen, alldieweil diese weder in Italien, noch in einer seiner Kolonien wachsen, wachen die Zollbeamten an den italienischen Grenzübergängen mit Argusaugen darüber, daß die verbotenen Früchte nicht nach Italien eingeschmuggelt werden. Eine Engländerin, die kürzlich im Auto von Monte Carlo nach San Remo fuhr, mußte an der Grenze eine peinliche Untersuchung ihres Wagens über sich ergehen lassen. Dabei wurden sechs Bananen gefunden, die, in unschuldiges Fließpapier gehüllt, in der Wagentasche ruhten. Nach langwierigen Verhandlungen entschied der Kommandant der Zollwache dahin, daß die sechs Bananen nach Frankreich zurücktransportiert oder auf der Stelle verzehrt werden müßten. Nach kurzem Besinnen entschied sich die Dame für die zweite Eventualität, worauf sie die Fahrt fortsetzen durfte.

Die Verbreitung der englischen Presse. Die Londoner Zeitungen werden täglich von vierzig Millionen Menschen gelesen. Die Morgenblätter haben allein in England einen Kreis von 9,5 Millionen Lesern, die Abendblätter einen solchen von 6,5 Millionen, während die Sonntagszeitungen 11 bis 12 Millionen Interessenten finden. Diese Zahlen werden vom Verbande der englischen Presse mit der Bemerkung herausgegeben, daß sie nur für das englische Gesamtreich Geltung haben. Hiezu kommen, die im Auslande vertriebenen Exemplare, die die Ziffern beinahe verdoppeln. Jedoch ist hierüber eine genaue Zahl merkwürdigerweise nicht festzustellen.

Der wertvollste Vogel der Welt. Der wertvollste Vogel der Welt dürfte wohl der Komoran von Peru sein, der an der südamerikanischen Küste das wirtschaftlich für diese Länder so wichtige Guano liefert. Die Produktion der Vögel wird für Peru allein auf 90.000 Tonnen Guano jährlich geschätzt. Selbstverständlich sind die Staaten darauf bedacht, die Tiere nach Möglichkeit zu schützen, und so ist das Betreten der Insel, auf der die Komorane haufen, verboten. Wissenschaftliche Beamte untersuchen dauernd die Lebensbedingungen der Vogel und wachen über ihren Gesundheitszustand, da die Tiere des öfteren von Parasiten heimgesucht werden. Ein nicht ungefährlicher Feind der Komorane ist eine Geierart, die die großen Eier mit Vorliebe frisst.

Hausrezepte

Teppiche und Läufer, die nicht mehr glatt aufliegen wollen und dazu neigen, sich an den Rändern nach oben zu rollen, legt man umgekehrt auf den Boden und bestreicht ihre Rückseite gleichmäßig dünn mit halberkaltem Fischleim. Damit ist der Fehler schnell behoben.

Eingebrannte Kochtöpfe. Jeder Topf legt beim Kochen leicht einmal an. Aus Emailletöpfen ist dieser Anfall leicht zu beseitigen, wenn man ein größeres Stück Soda hineinlegt und

darüber soviel Wasser gießt, daß der Anfall bedeckt wird. Den Inhalt läßt man ein paar Minuten kochen und der Topf ist wieder sauber. Aluminiumgeschirr kocht man besser mit Kartoffelschalen und einem Zusatz von starkem Essig aus, da Soda das Metall angreifen würde.

Abwaschbare Tapeten werden besonders über Waschtischen, in Küchen und Baderäumen angebracht. Man kann gewöhnliche Tapeten, auch wenn sie schon auf die Wände aufgezogen sind, abwaschbar machen, ohne daß die Farbe leidet, indem man sie mehrmals mit einer Lösung aus zwei Teilen Borax und zwei Teilen weißem Stangenschlack in 24 Teilen heißem Wasser überzieht. Nach dem Trocknen muß man sie immer wieder mit einer weichen Bürste glänzend reiben.

Speisen halten lange warm, wenn man die Töpfe oder Schüsseln mit mehreren Bogen Zeitungspapier umwickelt und dann noch ein weiches Tuch herumschlägt. Milchreis, der auf offenem Feuer leicht anbrennt, wird, auf dem Feuer angelocht, in dieser einfachen Kochweise ohne Gefahr des Anbrennens gar.

Eine gute Violoncellwische wird auf folgende Weise bereitet: Im Wasserbade erhitzt man in einem Gefäß Terpentin und gibt soviel geschabtes Wachs hinein, als sich darin auflöst. Die Masse wird fleißig umgerührt, darf aber nicht kochen. Zum Aufbewahren gießt man sie in Büchsen.

Weiteres.

Auf der Polizei. „Herr Wachtmeister, ich möchte mich der Behörde stellen: Ich bin derjenige, der den großen Weindiebstahl beim Kommerzialrat Traube verübt hat.“ — „So! Und der Wein!“ — „Danke, der Wein war vorzüglich.“

Aus der Schule. Der Lehrer erzählt die Geschichte vom Mann im Monde und schließt mit den Worten: „Zeit der Zeit muß der Holzhacker im Monde stehen und sein Bündel Holz auf dem Rücken tragen.“ — Da sagt der kleine Willi: „Er kann sich doch sehen! Is doch Platz genug!“

Verstonden. Herr Prohndel wird von einem Versicherungsagenten heimgesucht, der ihn „auf Anfall“ behandelt. „Sehen Sie, verehrter Herr Prohndel,“ führt der redogewandte Vertreter aus, „Sie haben bei uns den großen Vorteil, die Versicherung auf alle Familienmitglieder ersten und zweiten Grades in absteigender Linie ausdehnen zu können.“ Worauf Prohndel stumm und entgegnet: „Nichts für mich. Ich hab nur Familienglieder ersten Grades in aufsteigender Linie, verstanden?“

Entrüstung. „Als ich den Kluder in der Trinkerheilanstalt besuchte, habe ich ihm heimlich ein Fläschchen zugesteckt.“ — „Das war unrecht.“ — „Ich hatte aber nur Wasser hineingefüllt.“ — „Das war eine Gemeinheit.“

Eisenbahn. Abteil zweiter Klasse. In der Ecke sitzt ein gutgekleideter Herr. In der anderen eine gutgekleidete Dame. Ein Herr steigt ein und setzt sich in die dritte Ecke. Nach zwei Stunden hat noch keiner ein Wort gesprochen. Der zuletzt Eingestiegene knüpft mit dem Herrn ein Gespräch an. Die Dame steht stumm aus dem Fenster. Als der Zug zehn Minuten hält, gehen die beiden Herren auf dem Bahnsteig spazieren. Der zuletzt Eingestiegene sagt winternd mit einem Blick auf die Dame am Fenster: „Sie — da wäre was zu machen! Sie ärgern sich gewiß, daß ich eingestiegen bin. Wären lieber mit der allein, was?“ — „Keine Spur. Meine Frau!“